

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 7

Artikel: Der geheimnisvolle Herr de Brisbane
Autor: Boeschenstein, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der geheimnisvolle Herr de Brisbane

Erzählung von Hermann Boeschenstein

Der Verfasser wirkt seit 1930 an der staatlichen Universität von Toronto als Ordinarius der deutschen Sprache und Literatur. Er hat vor einigen Jahren von seinen Erlebnissen als Greenhorn in Amerika erzählt. Aus dem gleichen Erlebniskreis stammt der vorliegende Beitrag.

Es war einem von uns gelungen, als Hausdiener und Nachtwächter in einem Geschäftshaus der Innenstadt Anstellung zu finden. So lag der Gedanke auf der Hand, mit der nun eröffneten Einsicht in lange Reihen von Büroräumen herauszubekommen, auf welche Weise Geld verdient wird und wie man sich etwa selbst in den geschäftlichen Goldkreislauf einschalten könne. Denn die Tatsache, daß jemand in einem neuerbauten Hochhaus ein Büro oder Sprechzimmer mieten, daneben in der Vorstadt ein Wohnhaus besitzen und zur Verbindung zwischen beiden ein Automobil in Betrieb erhalten konnte, galt uns als hinlänglicher Beweis großer und

sicherer Einnahmen. Wenn irgendwo, so mußten wir jetzt dahinterkommen, wie man zu Geld gelangt.

Etzweiler, der neubestallte Hausdiener, nahm seinen Dienst ernst; daß wir etwa von Zimmer zu Zimmer, von Stock zu Stock mit ihm zogen und herumschnüffelten, während er die Möbel abstaubte, Teppiche absog und Papierkörbe leerte, wollte er nicht dulden. Dagegen hatte er nichts einzuwenden, daß wir ihm bei der Arbeit halfen und derweil so viel Auskunft einzogen, als zufällig zu erhaschen war. Daß wir seiner schweren Reinigungsmaschine bisweilen um ein paar Türen voraus waren, allein vor einem Schreibtisch standen und mit flinker Hand einen Briefbeschwerer beiseite rollten, um durch ein Büschel Geschäftsbriebe zu rascheln, konnte er freilich nicht verhindern.

Unsere Forschungen folgten einer bestimmten und ausschließlichen Richtung; der Eifer wurde warm in gewissen Zimmern und erkaltete in andern. Wo Ärzte, Rechtsanwälte, Zahnärzte ihr Geschäft betrieben, da hatten wir nichts zu suchen und waren wir mit der Arbeit schnell fertig; das waren Berufe, zu denen eine vorgeschriebene Bildung und staatlich abgestempelte Diplome gehörten. In Räumen, wo die Ein- und Ausfuhr von Getreide, Holz und Kohle verhandelt wurde, mochten die Briefsachen noch so nachlässig herumliegen, sie waren sicher vor unserm Zugriff. Das stieg in den Hochkapitalismus hinauf, wohin wir nicht nachklettern konnten, ganz abgesehen davon, daß wir einen mäßigeren Reichtum aus Prinzip erstrebten. Was unsere Neugierde fesselte und unsere Sperberaugen in Bewegung brachte, waren die schwer beschreibbaren Unternehmungen, die in kleinen Räumlichkeiten (wie wir sie zur Not auch würden mieten können) und bei nur geringen Spuren von Briefverkehr (vor dem Englischen hatten wir einen Heidenrespekt) doch einen eindrucksvollen Geldschränke in der dunklen Ecke stehen hatten.

Auf einer Glastür, in einem Winkel des vierten Stockes, prangte die Aufschrift: Akademie für fremde Sprachen. An so etwas wagten wir zu denken, das durften wir uns zutrauen, wenn man die Viersprachigkeit der Schweizer mehr im allgemeinen als in unserm besondern Falle bedachte. Wir machten uns Abend für Abend im Zimmer der Akademie zu schaffen, was einigen Spürsinn benötigte, da der

Raum keine Zeichen großer Abnützung vorwies und der Fußboden auch nach Regentagen nicht der Säuberung bedurfte. Etzweiler erklärte uns eines Tages, der Mieter habe die Sache aufgegeben und sei überhaupt schon lange die Miete schuldig geblieben. Die Bemalung wurde bald darauf abgekratzt. Mit andern kleinen Firmen ging es ebenso, und wir waren schon zu dem Schlusse gelangt, daß der kleine, intelligente Unternehmer heutzutage auf verlorenem Posten stehe und durch die Magnaten an die Wand gequetscht werde, als mit einemmal eine Aussicht aufging, die uns sofort hell, erfinderisch und beweglich machte.

«Heilung durch Gebet.» Wir wußten, als wir diese Worte zum ersten Male sahen, auf einem kleinen Bronzeschild, in die Ecke einer Tür gesteckt, nicht, was damit gemeint war, und brauchten einiger Belehrung, bis wir verstanden, daß auch das Beten längst seinen geschäftlichen Wert erwiesen hat. Was uns besonders erregte, war die einfache Ausstattung, die der Betrieb beanspruchte. In dem bescheidenen Büro standen nur ein paar Stühle, keine Kartothek war zu sehen, nur auf dem Tisch das Neue Testament in dreifacher Ausführung. Die goldenen Buchstaben leuchteten ehrfurchtgebietend auf ferne Kindertage zurück. Keine Sentimentalitäten, die Welt der Erwachsenen ist aus hartem Stoff gemacht, darum stand ja auch der eiserne Kassenschrank den heiligen Büchern schräg gegenüber, nicht kleiner als bei den Holzhändlern und Rechtsanwälten! Wir wußten es einzurichten, daß wir während der Geschäftszeit des öfters an der Türe der Gesundbeterei vorbeikamen; bisweilen hörte man murmelnde Stimmen, Leute kamen und gingen, besonders Frauen, und wenn wir nicht ernsthaft beabsichtigt hätten, in die Branche hineinzulernen, würden wir wohl Witze über diese Art von Beruf gemacht haben und über das Geflüster und Schweigen hinter der Glastür, welche sehen ließ, daß man sich eifrig bewegte, die Arme hochwarf und niederkniete. Endlich kannten wir auch den Mann, der dem Geschäft vorstand, einen schlanken, bleichen, ergrauten Herrn. Seine Blässe und Magereigkeit betrachteten wir als Folgen langer Arbeitsstunden, deren reicher Ertrag sich dagegen in der gewählten Kleidung verriet.

Für das leere Zimmer der erloschenen Akademie hatte sich noch niemand gemeldet; wir gingen darin ein und aus und witterten in

seiner Luft eine glänzende Zukunft. Eine Bibel wurde auf den Tisch praktiziert, anderes Handwerkzeug hatte Herr de Brisbane, so hieß der Gesundbeter, auch nicht. Aber das Gesundbeten selbst, wie machte man das? Jeder von uns nahm es auf sich und versprach, Erkundigungen einzuziehen. Weil aber jeder hoffte, daß das Los der ersten Anwendung und Behandlung den Nebenmann treffen werde, wurden die Nachforschungen lässig betrieben. Unvorbereitet überholte uns, oder doch vor allem mich, das Verhängnis. Eines Tages wurde einer von uns vor dem Hausportal angesprochen und gefragt, wo der Gesundbeter sein Büro habe. Mit einer teuflischen Geistesgegenwart anerbot sich der Freund, den Mann an Ort und Stelle zu führen. Die Tür der ehemaligen Akademie öffnete sich, und der Genosse meldete mir, der ich mich gerade in dem Zimmer aufhielt, mit der Kühle eines Hotelportiers, der Mann wolle mich geschäftlich sprechen. Aber seine Unverfrorenheit gab mir Mut, ich war sofort im Bild und wollte mich nicht lumpen lassen, bat den Fremden herein, schloß die Türe hinter dem sich entfernenden Freund und tat, als ob ich einen meiner alltäglichen Kunden vor mir habe.

Wie nun weiter? So weit hatte ich noch keinen falschen Schritt getan, keinen Fehler in der Behandlung gemacht, nicht den unrichtigen Nerv durchschnitten oder Gift statt ein Heilmittel verabreicht. Ich atmete auf, gelobte mir weiterhin Vorsicht und bat den Mann, Hut und Stock abzulegen. (Ein Schirmständer oder dergleichen, fiel mir ein, muß ange schafft werden.) Der Patient schaute mich unruhig an, um so ermunternder nickte ich ihm zu. Nun begann er zu reden, auch daraus konnte mir niemand einen Strick drehen. Bis vor wenigen Wochen, berichtete der Mann, sei alles gut gegangen (das Wort gut gehen merkte ich mir als etwas, das ich nicht in die Vergangenheitsform abrutschen lassen wollte), er und ein Teilhaber hätten eine Kaninchenfarm betrieben und dann angefangen, das Fleisch zu kochen, in Büchsen abzufüllen und von Haus zu Haus zu verkaufen. Aber nach einem guten Anlauf begann der Absatz zu stocken, schließlich brachte man mehr Büchsen nach Hause, als man am Morgen mitgenommen hatte.

«Glauben Sie, daß mit Beten etwas auszurichten ist?» Ich antwortete mit einem strah-

lenden Ja. Ich hatte in meiner Jugend, als ich noch regelmäßig in die Kirche ging, oft von der wundertätigen Wirkung des Gebetes gehört; es konnte mir niemand einen Vorwurf machen, wenn ich die Ansicht der Pfarrer teilte und weitergab. Eine Pause entstand; ich wartete auf den nächsten Vorstoß des Mannes und versuchte, die Hand (lindernd) auf die Bibel zu legen, unterließ es aber, weil ich zu stark zitterte. Gottlob stand mein Besucher jetzt auf und sagte: «Sie wissen Bescheid, vielleicht können Sie mir helfen, ich komme in einer Woche wieder, wenn das nicht zu früh ist.» Heilfroh, die Entscheidung verschoben zu sehen, überkam mich eine große Munterkeit, und ich bat den Mann, früher wiederzukommen, da doch schnelle Hilfe doppelte Hilfe sei. Als ich nach dem Abschied an den Tisch zurücktrat, lag eine Zehntaler note drauf. Mich überlief es warm und kalt. Ich war stolz, die neue Einnahmenquelle als Erster angezapft zu haben; doch so wie ich mich darauf besann, daß das Geld nicht für geleistete Dienste dagelassen worden war, sondern um zukünftige Leistungen zu beanspruchen, fühlte ich mich elend. Was tun? Auf die Knie sinken und beten, um Verzeihung oder um weiteren Beistand? Das kam mir lächerlich vor, ich durfte Gott nicht aus der Tiefe meines Herzens hervorholen und in den zweifelhaften Handel verwickeln. Der Schweiß lief mir über die Stirne, wenn ich daran dachte, daß mir endlich doch kein anderer Ausweg bleiben werde.

Um die Geschichte schnell zu Ende zu bringen (denn ich rede nicht gern von meinen darauffolgenden Versuchen, Gebete für andere zu machen und für mich selbst zu beten, und ich verschweige lieber, wie einfältig und entgleist ich mir in meinen moralischen Wirren vorkam), ich brachte das Verlangte und Vor ausbezahlt nicht fertig. Ein Gebet, das erfuhr ich in jenen Tagen (bisher hatte ich es bloß gewußt), ist eine ernste Sache, und wer sich leichtfertig damit einläßt, bekommt bald einen bittern Geschmack auf die Zunge. Ich hätte den Fall ja einem der Kameraden übergeben können, der alles von der leichten Seite zu nehmen pflegte und für jeden Vorwand die geeignete Maske aufzusetzen verstand. Aber wer eine Gemeinheit weiterschiebt, hat deren zwei auf dem Gewissen.

Der Fleischfabrikant keuchte jeden Tag die Treppe herauf. Seine Banknote hatte ich

noch nicht angebrochen; ich hätte sie ihm zurückgeben können, doch ich hatte den Mut nicht, «Herein!» zu rufen, wenn ich seine starke Faust anklopfen hörte, sondern verhielt mich bei geschlossener Türe mäuschenstill und redete mir ein, daß der Mann nicht komme, um sein Geld zu holen, sondern um Rat und Hilfe zu erlangen. Diese zu verschaffen hatte ich mir als eine Art Sühne auferlegt, wenn ich schon nicht wußte, was unternehmen. In meiner Not verfiel ich auf den Herrn de Brisbane, den andern Gesundbeter, der mich aus der Verwicklung befreien sollte, in die ich mich ja eigentlich seinetwegen verlaufen hatte.

Ich lernte in Herrn de Brisbane einen verehrungswürdigen Mann kennen, der mein abgelegtes Bekenntnis und meinen geoffenbarten seelischen Schaden mit Verstand und Güte behandelte. Er lächelte und brachte mich zum Lachen; wir knieten nieder, und Worte, stillend und ermutigend, kamen bedachtsam von seinen Lippen. Als ich wieder aufgestanden war und versicherte, daß ich mich geheilt fühle, winkte er ab. «Das wäre mir eine schöne Kurpfuscherei!» sagte er und fragte mich, ob ich einen Pflanz- und Ziergarten besorgen könne, nämlich seinen eigenen. Ich nahm das Angebot an und versprach, am folgenden Tag anzufangen. Ich solle mir eine starke Arbeits-hose kaufen, befahl Herr de Brisbane und drückte mir die zehn Taler des Fleisch-fabrikanten in die Hand, die ich am Anfang unserer Unterredung reuevoll auf den Tisch gelegt hatte.

Ich muß gestehen, daß ich nun doch wieder mißtrauisch wurde und mit dem Gefühl wegging, einem gerissenen Menschen zwei Opfer zugeführt zu haben, mich selbst und den Kaninchenzüchter, dessen Behandlung de Brisbane zu übernehmen eingewilligt hatte. Mit den zehn Talern hatte er Beschlag gelegt auf meine Arbeitskraft, und für die Ausgabe würde er sich an dem gutgläubigen neuen Kunden schadlos halten.

Solche Verdächtigung war zu naheliegend, als daß ich mich ihrer, da sie nun längst widerlegt ist, schämen kann. Hauptsache, daß sie sich als grundlos herausstellte.

Herr de Brisbane pflegte, wie wir schon wissen, auch zu beten: hauptsächlich aber half er auf eine sehr praktische Weise, und das Aushängeschild war mehr ein Vorwand, durch den er der Not der Leute auf die Spur kam und sie zur Besprechung ihrer Drangsale

verlockte, etwa einer zerrütteten Ehe, der verfahrenen Erziehung von Kindern, einer schlecht angetriebenen Buchhaltung, einer veralteten Herstellungsmethode oder einfach des klipp und klaren Geldmangels. Es ist mir gesagt worden, daß seine Kunden mehr Geld forttragen als zu ihm bringen. Was den Konservenmacher betrifft, so hatte Herr de Brisbane gleich die richtige Vermutung. Er ließ sich eine Büchse Kaninchenfleisch bringen, übergab sie einem befreundeten Chemiker zur Untersuchung und war bald in der Lage, dem Fabrikanten auseinanderzusetzen, daß die Störrigkeit der Kunden nicht auf verhexte Einflüsse zurückgehe, sondern auf die mangelhafte, weil nicht luftdichte Abschließung der Büchsen, welchen Fehler er dann selbst einer schlecht konstruierten Maschine nachweisen konnte. Herr de Brisbane hatte, wie man bei der Gelegenheit erfuhr, Ingenieur studiert.

Das Geheimnis seines Erfolges (Erfolg in der Behandlung unglücklicher Mitmenschen; sein Vermögen hatte Herr de Brisbane mit einigen technischen Erfindungen, vor vielen Jahren, gemacht) sei, erklärte er mir eines Tages, daß er in seinen Patienten die Lust zu klarem Denken, großzügigem Fühlen und mutigem Handeln entfache.

In einer Gesellschaft wurde einmal, wie so oft in diesen Zeiten, davon gesprochen, daß zu allen glücklichen Unternehmungen Geld gehöre. «Sogar zum Gesundbeten», warf ich ein. Die Bemerkung wurde als Witz und Anspielung auf die Verderbtheit der Kirche und ihrer Diener aufgefaßt. So hatte ich sie aber nicht gemeint, vielmehr damit sagen wollen, daß es zu allseitigem Vorteil gereiche, wenn ein guter Christ auch gut bei Kasse sei.

Antwort auf die Frage von Seite 36

Das Beispiel 1 A ist schöner. Die Vase im Beispiel 1 B ist zu groß und das Ornament zu diesen feinen Blüten zu großformig.

2 B ist besser. Im Beispiel 2 A empfindet man links außen und oben eine Leere.

3 B ist schöner. Trotz der Beschränkung durch die technischen Möglichkeiten des Kreuzstiches sind die Buchstabenformen in 3 B nicht geometrisch starr.

4 A ist schöner: gute Buchstabenformen in guter Verbindung 4 B hat ausgesprochen schlechte Buchstabenformen.